



Der Liberalismus, den ich meine

GERHARD SCHWARZ

Eines, sei vorweg klargestellt: Der Liberalismus, den ich meine, ist nicht mehrheitsfähig, heute nicht und wohl auch in Zukunft nicht. Dieser Liberalismus ist vielmehr intellektueller Anstoss, geistige Orientierung und gesellschaftspolitischer Sauerteig. Er ist in diesem Sinne elitär und minoritär. Mehr als 10 Prozent bis 15 Prozent Liberale dürften sich in einer Gesellschaft nur schwer finden lassen. Parteien, die einen höheren Wähleranteil anstreben, müssen soviel Wasser in ihren liberalen Wein schütten, dass sie ihre geistige Identität verlieren. Das spricht nicht gegen Koalitionen und Kompromisse, sondern nur dagegen, solche Ergebnisse des Prozesses politischer Mehrheitsfindung noch als liberal zu bezeichnen. Der Liberalismus, den ich meine, basiert einerseits auf einem Menschenbild der Selbstverantwortung und andererseits auf einem Gesellschaftsbild, das im Individuum wurzelt, ohne deswegen den sozialen Charakter des Menschen im geringsten zu negieren.

Freiheit und Selbstverantwortung

Das Menschenbild des Liberalismus wird von seinen Gegnern und von seinen nur halbherzigen Freunden vielfach verzerrt dargestellt. Die Vorstellung vom Menschen, der vor allem anderen für sich und die Seinen sorgt, ist zunächst empirisch zu verstehen. Jene, die immer wieder kritisieren, dass es den engen, modellhaften Homo oeconomicus in der realen Welt nicht gebe, haben zwar durchaus Recht. Es gibt vermutlich wenige Liberale, die etwas anderes behaupten würden. Als verallgemeinernde Annäherung an die Wirklichkeit ist das Konzept jedoch dennoch durchaus brauchbar. Jedenfalls sind bisher noch alle Versuche einer wirklichkeitsgetreueren Beschreibung menschlichen Verhaltens auf Kosten der Verallgemeinerbarkeit gegangen. Aus dem Beobachtbaren leitet sich das Normative ab: Die Menschen haben aus liberaler Sicht die moralische Pflicht, für sich (und für ihre Nächsten) zu sorgen. Ihr Leben ist ihnen in die Hand gegeben, als Auftrag und Verpflichtung. Sie selbst und sie allein tragen dafür Verantwortung, nicht die anderen und nicht die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit.

Das in der Grundtendenz realistische Menschenbild des Liberalismus fordert allerdings keineswegs, die Eigenverantwortung möglichst egoistisch, rücksichtslos oder sogar missbräuchlich wahrzunehmen. Vielmehr ist die Verwurzelung der Menschen in Werten, die jenseits von Angebot und Nachfrage produziert werden, wichtig. Das Zusammenleben von Menschen, die bei der Verfolgung ihrer eigenen Zwecke, die von den — legitimen — Interessen der anderen gesetzten Grenzen beachten, ermöglicht es, mit weniger gesetzlichen Regeln auszukommen. Das ist gemeint, wenn es heisst, Freiheit und Selbstverantwortung gehörten zusammen.

In Zusammenhang mit dem liberalen Menschenbild wird oft behauptet, der Liberalismus sei Schuld an der Atomisierung und übertriebenen Individualisierung der Gesellschaft. Wer so argumentiert, übersieht, dass eine liberale Ordnung im Gegenteil Raum schaffen soll, damit Menschen ihre individuellen Vorstellungen vom «Gutsein» realisieren, dass sie Solidarität und Konvivialität leben können. Liberale werden allerdings, im Gegensatz zu Konservativen, ihre individuellen Vorstellungen vom guten Menschen nicht mit Zwang irgendwelcher Art durchsetzen wollen. Sie werden sich nur für jene gute Ordnung einsetzen, in der sich die Menschen freiwillig, von sich aus, zu «guten» Menschen entwickeln und in der sie sich als solche verhalten können.

Die Gesellschaft als Netz von freiwilligen Beziehungen

Das Gesellschaftsbild des Liberalismus, den ich meine, ergibt sich aus dem Menschenbild. Vielleicht ist aus den bisherigen Aussagen deutlich geworden, dass die Betonung des Individuums, seines Wertes und seiner Freiheit, nicht zuletzt auch erkenntnistheoretischer Natur ist. Das Individuum ist Ausgangspunkt aller Erkenntnis und allen Wollens. Margaret Thatchers von vielen als provokativ empfundene Aussage «There is no such thing as society» ist vor diesem Hintergrund zu verstehen. Natürlich sind Menschen soziale Wesen, aber die Gesellschaft als solche ist keine handelnde Person, sondern ein Netz von freiwilligen Beziehungen zwischen Individuen und zu Gruppen zusammengeschlossenen Individuen ohne gemeinsame Hierarchie bestimmter Ziele. Diese Gesellschaft kann nur von den Individuen her verstanden werden. Aus diesem methodologischen Individualismus, zu dem es aus meiner Sicht keine wirkliche Alternative gibt, leiten sich die tragenden Pfeiler einer liberalen Gesellschaftsordnung, nämlich Privateigentum, Wettbewerb und Selbstverantwortung, ab.

Zum Gesellschaftsbild «meines» Liberalismus gehört als zweiter Aspekt die vor allem von Friedrich August von Hayek vorgebrachte Kritik an der Anmassung des Wissens, der Intellektuelle besonders leicht verfallen. Menschliches Wissen ist begrenzt. Der Einzelne verfügt nur über einen Bruchteil des gesamten menschlichen Wissens. Man kann dieses Wissen der unzähligen Individuen nicht einfach zentral addieren und zusammenfassen um dann, darauf aufbauend, Wirtschaftspolitik im Sinne des Sozialismus betreiben. Oder anders: Wirtschaft und Gesellschaft sind so hoch kompliziert, dass nur ihr «Konstrukteur» sie verstehen könnte. Diesen Konstrukteur, diesen Baumeister der Gesellschaft, gibt es jedoch unter den Menschen genauso wenig wie den überragenden, alles begreifenden Intellekt. Wer immer sonst aber eingreift, kann in seiner Unkenntnis die Funktionszusammenhänge nur stören.

Das führt zu einem dritten Aspekt, der Kritik am konstruktivistischen Rationalismus, der vor allem die kontinentaleuropäische Geistesgeschichte geprägt hat (Stichwort: René Descartes), im Gegensatz zur schottischen und englischen Aufklärung. Viele besonders wichtige gesellschaftliche Erscheinungen wie Sprache, Recht (jedenfalls das Common Law der Angelsachsen), Markt oder Geld haben sich praktisch selbsttätig, also spontan, entwickelt. Gemäss einer Lieblingswendung von Hayeks, die auf Ferguson zurückgeht, sind sie das «Ergebnis menschlichen Handelns, aber nicht menschlichen Entwurfs». Adam Smith's «unsichtbare Hand» kommt einem da in den Sinn, aber noch viel besser wird dieser Prozess des Entstehens einer allgemeinen nützlichen Ordnung durch einen völlig spontanen Prozess, also ohne dass irgendein Einzelner sie geplant hätte, in der berühmten Bienenfabel Bernard de Mandevilles beschrieben.

Über all dem, dem liberalen Menschenbild und der liberalen Vorstellung der Gesellschaft, steht für mich als oberster Wert die Freiheit. Das ist ein klares Werturteil, das in einer Zeit, in der die «Gegenwelt» des Totalitarismus weniger konkret und nahe erscheint, für viele Menschen — vor allem im freiheitsverwöhnten «Westen» — nicht mehr so selbstverständlich nachvollziehbar ist.

Freiheit ist wichtiger als Effizienz und Wohlstand

Die Wohlstandsorientierung ist mir zu eng, zu materialistisch, zu ökonomisch, um nicht zu sagen zu «ökonomistisch». Ausserdem gibt

sich die Wohlstandsorientierung zu Unrecht als «rein» technokratisch und damit als wertfrei. Aus meiner Sicht versteckt sich aber dahinter natürlich auch ein Werturteil, eben jenes, dass mehr Wohlstand besser sei als weniger Wohlstand. Selbst wenn das allgemein so akzeptiert wäre, was in den reichen Wohlfahrtsgesellschaften kaum eindeutig der Fall sein dürfte, entspricht das Streben nach Wohlstand nicht ganz meiner eigenen Vorstellung von einem obersten Ideal — für einen einzelnen Menschen genau so wenig wie für eine Gesellschaft.

Einfacher zu beantworten scheint mir die zweite Frage, warum Freiheit wichtiger sein soll als «soziale Gerechtigkeit». Ich halte den Begriff der Freiheit im Gegensatz zum Begriff der «sozialen Gerechtigkeit» wenigstens für halbwegs definierbar, nämlich als Abwesenheit von willkürlichem Zwang durch andere (nicht jedoch als das, was man als Abwesenheit von Zwang durch äussere Umstände bezeichnen könnte). «Soziale Gerechtigkeit» halte ich dagegen für einen inhaltsleeren Begriff, über den je eine Einigung zu erzielen mir gänzlich unvorstellbar scheint. Der Liberalismus strebt nach Regeln friedlichen und freiwilligen Zusammenlebens (Regelgerechtigkeit), nicht aber nach bestimmten inhaltlichen Ergebnissen (etwa einer — weil als gerecht empfundenen — gleichmässigen Einkommensverteilung), die durch solche Regeln hervorgebracht werden sollen. Er hat daher nichts am Hut mit jenen mehr oder weniger sozialistisch angehauchten Utopisten, die nach «Ergebnisgerechtigkeit» streben und dabei in die von Ralf Dahrendorf diagnostizierte Falle der Stagnation tapen. Der Liberalismus unterscheidet sich aber auch von den Konservativen, die genau zu wissen glauben, wie die ideale Gesellschaft aussehen soll oder — als Strukturkonservative — , alles Bestehende mit Klauen und Krallen verteidigen und zu übersteigertem Nationalismus sowie Agrar- und Gewerbeprotektionismus neigen.

Freiheit ist für mich, wie Kant gesagt hat, die Voraussetzung dafür, dass wir überhaupt die Möglichkeit haben, uns moralisch zu verhalten, und sie ist, um mit Hayek zu schliessen, «wesentlich, um Raum für das Unvorhersehbare und Unvorhersagbare zu lassen». Das ist es, was den Liberalismus so faszinierend, so menschengerecht und zugleich doch auch so unbequem macht.

Dr. oec. Gerhard Schwarz ist Leiter der Wirtschaftsredaktion der «NZZ» und Mitglied des Stiftungsrates des Liberalen Instituts.

2003

